

(Nachdruck verboten.)

20]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Aber dann sind Sie ja nervöser als die nervöseste Dame, Herr Zinsland.“ lachte Minka. „Ich will versuchen, unter lauter frommen Blumen etwas auszuwählen, was Ihre Einbildungskraft nicht in solche Erregung versetzt.“

„Lassen Sie die Einbildungskraft, bitte, unberührt, die Illusion — die ist gleichbedeutend mit dem Leben, Fräulein Minka,“ rief er heftig aus. „Je stärker wir sie besitzen, um so intensiver leben wir, um so glanzvoller und lebenstrunkener wirbeln wir im Sonnenschein umher, bis — bis . . . Ja, können Sie es mir sagen, die Seifenblase, die das große, schwarze Loch, das Nichts, umgiebt.“

„Und das sagen Sie, der Sie ein Dichter sind? Und noch dazu jetzt, zu einer Zeit, da man fast in die Geisterwelt hineingreifen kann?“ rief sie voller Ueberzeugung aus. „Wir haben ja ganz unzweideutige Antworten daher.“

Er lächelte mit einem Schatten von Scherz.

„Die beste Antwort über das Dasein erhält man, wenn man mit einem Totenkopf redet. Der antwortet stets dasselbe, predigt stets von dem dunklen Loch. Nein, die Seifenblasen, das ist auch ein Glaube. Das ist eines jeden Gedicht vom Leben, eines jeden Schönheitsphantasie. Und, sie zu vervielfältigen, sie uns so glänzend schön und farbenreich zu machen, so voll von Glücksverheißungen, daß wir dummes Gewürm trotz alledem einen Augenblick jubeln, das ist die Aufgabe. Das heißt, ich mache die Seifenblase erst für mich selber, und dann für die andren. Und das ist ja ein befriedigender Beruf,“ spottete er. „Ein wenig Sonnenschein in ein halbdunkles Loch hinein scheinen zu lassen. Sind wir etwas andres als Schmetterlinge, die unterwegs eingeholt werden, weshalb sollen wir da nicht fliegen und flattern, so lange wir es können.“

Minka ward allmählich, während er sprach, in eine Stimmung versetzt, in eine neue Welt, wo dieser junge Mann, der den Stopp so hübsch auf den Schultern trug, ihr mit einer so wehmütigen Klarheit bewies, wie alles in einem herrlich flimmernden, goldig-bleichen Sonnenuntergang dalag, mit einem so wunderlichen Todessehner der Vergänglichkeit darunter.

Wie war er doch reich an Seele, wie war er doch unglücklich mit seinem tiefen Blick. Sein Ausdruck war trostig, satirisch.

Sie waren ganz in ihre Unterhaltung vertieft, als Berthea auf sie zu geschlendert kam, den Strohhut im Nacken, matrosenartig, schneidig. Sie naschte hier eine Johannisbeere, dort eine Himbeere.

„Dreht sich das Gespräch um Geister?“ warf sie endlich spitz hin. „Ja, denn wenn sich Minka in die Geisterwelt vertieft, sie und Ingenieur Barberg, dann bin ich auf meiner Gut.“

Sie hob einen Zweig mit schweren roten Johannisbeeren in die Höhe.

„Ich esse nur,“ schwakte sie und kaute mit den frischen, unregelmäßigen weißen Zähnen. „Aber Minka — die denkt!“

„Du, Minka,“ rief sie ihr dann halblaut, vertraulich über die Hecke hinweg zu. „Ich sah Barberg eben unten auf dem Wege. Er wird gewiß ungeduldig, wenn er nach Dir fragt und Dich nicht findet. Soll ich ihn hierher führen?“

„Ach nein, Berthea,“ Minka wies es mit einem gezwungenen Lachen ab, „so schrecklich amüsant ist er doch wirklich nicht.“

Berthea sumnte eine Melodie leise vor sich hin, griff ein paarmal ins Gebüsch, pflückte einige Johannisbeeren und zog sich zurück.

Gleich darauf war sie oben an der Gartenpforte und eilte den Weg hinab, an dem Vorratshaus vorüber.

„Ja, Minka denkt wirklich, daß ich stets ein Kind bleiben soll, sie will ganz allein —“

Sie schlenderte den Weg entlang, bis sie Barberg begegnete:

„Machen Sie es wie ich, Herr Barberg, ich hab' mich zurückgezogen. Sie thun den ganzen Nachmittag nichts weiter als sich über Lebensfragen ergehen — da unten im Garten, Minka, und dann ein Dichter, der Zinsland heißt, Alver Zinsland — haben Sie je so einen Namen gehört, Alver — ja, er ist übrigens nicht häßlich — der macht allen Geisterwesen den Garauß, und Minka ist ganz wie ausgetauscht, ganz weg. Ich kam ihnen sehr ungelegen, aber versuchen Sie es einmal, Herr Barberg, wenn Sie mehr Glück haben, so . . . Auf Wiedersehen, Barberg, ich will mich einmal nach dem Vater umsehen.“

Sie schlenkerte den Gut am Gutbände hin und her, während sie vorwärts eilte, sah sich dann um, streckte Barberg die Zunge aus und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Barberg zeigte sich im oberen Ende des Gartens. Er stoßerte mit seinem Stock in den Beeten herum, in der Erwartung, daß Minka kommen würde.

Kein Zweifel, daß sie ihn dort unten noch besser sah, als er sie; sie wandte aber den Kopf krampfhaft ab.

„Da, Herr Barberg, Morellen!“ Maffi kam eilig auf ihn zu gelaufen: sie hielt ihm einen Korb hin. „Ich und Arndt haben seit dem Mittagessen den Baum für Mutter leer gepflückt. Endre ist nämlich gekommen und dann ein Dichter. Sie sind alle da unten. Er soll diesen Sommer bei dem Bege-Zinspektor wohnen und Gedichte machen über den Elf, über unsern Elf,“ erklärte sie.

Barbergs Züge wurden scharf. Er stand eine Weile ungeschlüssig da, schlenderte dann langsam hinab und ließ sich vorstellen.

Inzwischen hatte sich auch der ihm verhaßte Schulteiß den andren zugesellt und unterhielt sich mit Endre.

Minka begrüßte ihn ungeheuer freundlich mit den schönen weißen Zähnen, wie einen guten Bekannten, ihre ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich aber auf die Unterhaltung. Und Endre begegnete ihm aufs lebenswürdigste, während der Dichter nur ein leichtes Kopfnicken für ihn hatte, und sich in seiner Unterhaltung mit Minka nicht stören ließ.

„Und dann, vor allen Dingen, Fräulein Minka, es ist unschön,“ eiferte Zinsland, „der Geisterglaube ist unschön. Das Leben wird mit etwas Schattenlosem, Körperlosem, Schreckeinsflößendem beschwert, mit etwas, das nicht ganz ungebracht ist, einem Toten, der nicht völlig tot ist, nur halbwegs. Statt daß dem Leben ein Ziel gesteckt ist, etwas Zähes, Schleimiges, Nafkaltes, mit einem Hauch von Grabesluft. Wenn Cäsar, Homer, Shakespeare, Goethe und Byron sterben, so sollen sie uns hinterher des Nachts um die Beine kriechen, wie die kalten Kröten!“

„Ja, ja, ja!“ schaltete Schulteiß entzückt ein. „Und dann soll jeder Hans Narr und geistiger Quackalber das Recht haben, sie erscheinen zu lassen, als zöge er an einem Gfodenstrang: Napoleon und Hannibal und Friedrich den Großen und Virgil. Gestatten Sie mir, glauben Sie nicht auch, Herr Poet, daß dies die Hölle sein müßte, zu der sie verdammt sind, ihr Zegefeuer!“

„Unschön, unschön durch und durch,“ lachte Zinsland. „Keine hervorragende Persönlichkeit würde etwas wagen, würde die Brust dem Messer bieten, um schließlich ein ruheloses, senzendes Gespenst zu werden, mit dem man Kindern und dem gewöhnlichen Volk bange macht.“

„Ja, wenn die Sache vom Schönheitsstandpunkte aus entschieden werden soll, so —“ bemerkte Barberg spöttisch, „ich glaube, die wissenschaftliche Erfahrung in Bezug auf Zatta . . .“

„Wenn wir uns an die Erfahrung halten wollen,“ schmetterte Schulteiß aus dem Gebüsch heraus, „so ist es höchst auffallend und sonderbar, daß ein Geist noch niemals Geld aus der Kasse in einem Bankgeschäft entwendet hat. Es würde höchst bequem für die Kassierer sein, die in Verlegenheit kämen, hi, hi, hi, die Aufmerksamkeit auf Medien zu lenken; wir würden unsre alten Herenprozesse modernisieren.“

„Einem Manne wie Flammarion, dem Astronomen, dem Gelehrten, darf man doch wohl kaum die Urteilsfähigkeit abstreiten,“ fuhr Barberg unverdrossen fort. „Seine „Berechneten Welten“ . . .“

„Freilich, freilich, Herr Barberg, das kennen wir,“ bis Schulteiß an. „Diese berechneten Welten, auf denen wir nach

Dem Tode von einem Himmelskörper auf den andern befördert werden, wie man einen Schiffer nach und nach auf größeren und größeren Fahrzeugen anstellt . . .“

„Und ich bin der Ansicht, je weniger Geist, um so mehr Geister,“ entschied Finsland.

„Ja, man kann das Höchste und Beste bespotten und bewitzeln. Das ist leicht erkaufte, Herr Poet, besonders, wenn man seine Force im Phantasieren hat,“ entgegnete Barberg kühl. Minka erhielt einen hastigen Blick. Sie kannte ihn sehr wohl, wenn sie sich unterstünde —

„So leicht erkaufte, so leicht erkaufte!“ Schulteiß schwelgte in seinem Eifer. „Ich will Ihnen etwas sagen,“ er zwinkerte mit den Augen, und das Rinn wurde verächtlich spitz, „die Religionsstifter sind stets Leute von Geist gewesen. Sie haben die Hoffnung auf Unsterblichkeit nie ertötet, sie haben niemals eine bloße banale Wiederholung gepredigt — eine Schifferbeförderung. Was sie am tiefsten angedeutet haben, ist stets eine ganze Bewußtseinsverwandlung in das für uns Unfassliche gewesen, wenn ich mich so ausdrücken darf, Herr, Herr Barberg, in etwas, das eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihrer sogenannten „vierten Dimension“ hat, wo unsre Begriffe nicht mehr ausreichen. Und nicht nur eine vierte, sondern eine fünfte, eine sechste, eine siebente und so weiter, in infinitum,“ schrie er. „Etwas Ähnliches scheint ein Mohammed zu verkünden, wenn er davon redet, daß er bis in die vielen Himmel verzückt ist, und Paulus kam darauf angespielt haben, wenn er sagt, daß er Dinge gesehen und gehört hat, die auszusprechen die Menschen keine Sprache haben.“

„Man muß glauben, was man zu glauben vermag,“ rief der Dichter aus. „Ich glaube, daß ich hier stehe und die herrlichsten Kirichen zusammen mit Fräulein Minka verzehre; und was glauben denn Sie, mein Fräulein?“

„In Bezug auf Geister? Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß der Gedanke daran durchaus nicht poetisch ist. Und auch nicht sonderlich amüßig,“ fügte sie aufsässig hinzu, den Kopf ganz in den Busch hineinsteckend, um eine unter den Zweigen hängende Beere zu pflücken. „Aber deswegen können sie doch existieren,“ fügte sie dann feige parierend hinzu; sie ahnte und fühlte Barbergs drohende Miene und seinen geladenen Blick.

„Und noch ein bißchen mehr, Minka,“ scherzte Endre, der ganz ohne Verständnis für die Sache und außerhalb der Situation war. „Wenn man wirklich an dergleichen glauben soll, so — warum will man dann nicht an einen einzigen großen Mann, an einen lieben Gott auf einmal glauben, statt an alle diese Specialgeister, sonst kommen wir ganz auf den Standpunkt der Neger. Du sollst Dich von dieser Dichterseele nicht zum Unglauben verleiten lassen, sage ich Dir.“

„Es kommt mir vor, Herr Endre,“ meinte Schulteiß, sich die Hände vergnügt reibend, als sie zum Thee ins Haus gingen, „als ob Herr Barberg heute einmal gründlich blamiert ist. hm, hm, er ist unser großer, populärer Philosoph hier in der Gegend. Und, und — Sie gaben es ihm gehörig mit diesen Specialgeistern.“

„Ich — ich sollte es Barberg gegeben haben . . . So — ich?“

„Ja, ganz brillant. Sie trafen den Nagel auf den Kopf. Fräulein Minka hätte niemals ein überzeugenderes Schlagwort bekommen können. Und Ihr Freund, der Dichter, ich beuge mich in Ehrfurcht. Wenn man diese Kontraste bei Dicht besieht — hm, den populären Philosophen und dann diesen Mann des Geistes. Es ist wie ein Berg und eine Höhle, wie ein Berg und eine Höhle —“

Minka empfand im Laufe des Abends Barbergs Augen kälter und kälter und immer drohender. Der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirn, während sie sich demütig wie ein Hund unter seinen Willen und seine vermeintlichen Winke beugte, und forciert freundlich eine Unterhaltung anzuknüpfen und sich besonders aufmerksam zu erzeigen suchte.

Es lag wie ein Alp auf ihr, sie war in wahrhaft wahn-sinniger Angst vor diesem verschlossenen, scharfen Gesicht, das sie bis in ihre feinsten Nervenstränge hinein züchtigte und kommandierte.

All dies Schreckliche, Dunkle, Mystische, das vor ihrer erregten Einbildungskraft stand, alle diese Schreckgestalten, wie man sie auf einem dunklen Bodenraum sieht, und in die sie gewaltiam hineingedrängt worden war, sie hatte heute die Bodenlücke offen stehen sehen, ein stechender Sonnenschein, in dem eine wilde Tagesfreude spielte, war hineingeströmt, keine Mühsichten, nichts zwischen der Sonne und dieser Erde!

Sie sah am Klavier, Feuer und Krämpfe in den Fingerspiken, und begleitete Endres Gesang.

Während einer seiner Bravournummern stand Barberg dicht neben ihr am Klavier.

„Dürfte ich Sie wohl bitten, Fräulein Minka, mir das Buch zu geben, das Sie gütigst für mich verwahrt haben?“ sagte er ganz kurz, sobald der Gesang beendet war.

Es klang wie das kalte, schneidende Blatt einer Säge. Sie stürzte hinauf, suchte nach dem Kommodenschlüssel, der im Schubfach steckte und holte das in Leinwand gebundene Buch mit den spiritistischen Aufzeichnungen.

Im Halbdunkel sah sie ihn schon unten an der Treppe mit Hut und Staubmantel stehen.

„Aber, Barberg, weshalb gehen Sie so von mir?“ fragte sie ganz ängstlich.

„Und danach fragen Sie, Minka, nachdem Sie es gewagt haben, mit elendem Lachen und Höhnen alles das zu verraten, was uns geistig mit einander verband.“

„Aber, lieber Barberg, hätte ich geahnt, daß unser Lachen Ihnen im geringsten peinlich sei . . .“

„Unser Lachen . . . Der Dichter und Fräulein Minka, das ist jetzt wir, eine Firma: wir!“

Er wandte sich um und ging, ohne sich an sie zu kehren; plötzlich aber blieb er stehen, und sie fühlte seine Hand fest und schwer auf ihrer Schulter.

„Daß Sie es wagen konnten, daß Sie es wagen konnten!“

Er sandte ihr förmlich Funken in die Augen hinein, starr, hartnäckig unterjochend, mit diesem stillen, sicheren Lächeln, das stets im stande war, ihren Willen zu lähmen. Ihre aufgeschreckte Einbildungskraft fing an, sich eine Vorstellung von einem grünäugigen Tiger zu bilden.

Die Hand ruhte schwerer und schwerer auf ihr, es war, als wolle sie sie in die Knie zwingen.

Sie lächelte, ohne mit den Augen zu blinzeln, wußte, daß sie seine Eitelkeit befriedigen, ihn als Anbeter behalten konnte, wenn sie sich so recht demütig und zerknirscht stellte, wenn sie ihn wieder seine unbeschränkte Macht über sie empfinden ließe.

Sie fühlte, wie er ihr mit der andren Hand sanft über die Schläfe strich, und wie es so wonnig leicht sein würde, nachzugeben.

Heute abend aber überkam sie der Geist der Auffässigkeit wie ein plötzlicher Wirbelwind, und sie riß sich, jäh erwachend, los.

„Ja, natürlich, natürlich,“ rief sie aus, „ich darf ja nicht vergessen zu gehorchen, wenn Du am Glockenstrang ziehst.“

„Am Glockenstrang . . . Soll das ein Name für die geistige Verbindung, für die magnetische Leitung zwischen uns sein?“

„Für Deinen Egoismus und Deine Tyrannei!“ plähte sie heraus.

„Minka!“

„Ich sagte Glockenstrang, und ich meinte Glockenstrang.“

„Güte Dich! Ich fürchte fast, Deine Zunge könnte den Glockenstrang zerschneiden, was er auch sein mag!“

„Ich will mich nicht wie ein willenloses Ding behandeln lassen,“ schrie sie. „Ich will es nicht, will es nicht!“

„Willenlos — Ah! Als wenn ich nicht mit halbem Auge sehen könnte, worauf das Fräulein eigentlich hinaus will — ihre Freiheit will sie haben, um sich in dem neuen Dichterslicht zu drehen und zu tummeln; 's ist freilich nur ein Irrlicht.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich.

In dem Jahresfrist von 1896—1900 betrug der Geburtenüberschuß in Schweden 108 auf 10 000 Einwohner, in Belgien 109, in Italien 110, in Großbritannien 116, in Norwegen 146, in Deutschland 147 und in Holland 150. In Frankreich aber nur 13 auf 10 000 Einwohner. Der Abstand ist ungeheuerlich und bildet, wie man weiß, den Gegenstand ernstester Sorge für die Franzosen. Lange schon hat man die Befürchtungen Malthus' abgesehen und erkannt, daß Kraft und Reichtum eines Volkes von der Zahl seiner Kinder nicht weniger abhängt, als von ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Tüchtigkeit. Schon seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts beobachtet man in Frankreich die Erscheinung

abnehmender Geburtenhäufigkeit, aber nie hatte sie einen so alarmierenden Charakter, wie in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Säculums. In dem Jahrzehnt 1891—1900 haben wir in unsern Nachbarlande sechs Jahre mit einem Geburtenüberschuß von rund 814 000, denen vier mit einem Ueberschuß der Todesfälle von 65 000 über die Geburten entgegenstehen. Der Bevölkerungszuwachs schrumpfte also in jener Zeit auf 249 000 zusammen, nicht einmal 25 000 auf das Jahr.

Seit einigen Jahren hat sich nun diese Situation, wie aus einem im „Journal officiel“ (Staatsanzeiger) veröffentlichten Berichte des Herrn Arthur Fontaine an den französischen Handelsminister hervorgeht, anscheinend gebessert: in Jahre 1901 war ein Geburtenüberschuß von 72 398, im Jahre 1902 ein solcher von 83 944 zu verzeichnen. Der französische Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu, der die Bevölkerungsabnahme zum Gegenstande seines Specialstudiums gemacht hat, rechnet im „Econometre français“ (Französischer Volkswirt) für aus, daß Frankreich, wenn dieser Zustand der Dinge anhält, im Jahrzehnt um ungefähr 780 000 Einwohner wachsen werde, mit dem Einwanderungsüberschuß sogar zusammen um 1 200 000. Wie wenig das noch immer ist, lehrt ein Blick auf die deutschen Verhältnisse: wir haben nahezu 800 000 Bevölkerungszuwachs in einem Jahre zu verzeichnen. Untersuchungen man die Zahlen der französischen Bevölkerungsstatistik genauer, so zeigt sich aber auch, daß — abgesehen von jedem Vergleich — jene „Verbesserung“ durchaus problematischer Natur ist. Sie ist nämlich keineswegs aus einer Erhöhung der Geburtenziffer, sondern lediglich aus einer Verminderung der Sterblichkeit entstanden. Auch im Jahre 1902 kamen auf 100 der Bevölkerung in Frankreich nur 2,27 Geburten; der Durchschnitt beträgt aber bei den europäischen Nationen etwa 30 Proz. Mit 845 378 Geburten (Totgeburten nicht inbegriffen) blieb das Jahr 1902 in Frankreich um nicht weniger als 12 000 hinter 1901 zurück, und um rund 7000 hinter dem Durchschnitt des Jahrzehnts 1892—1901. Und dabei darf man nicht übersehen, daß in Frankreich die Zahl der im Heiratsbezugs- zeugungsfähigen Alter stehenden Personen relativ erheblich höher ist, als in anderen Ländern.

Die hohe Sterblichkeitsrate, die andre Länder Europas im Vergleich mit Frankreich aufweisen, hat ihren Grund hauptsächlich in der größeren Sterblichkeit der Kinder: wo viele Kinder geboren werden, sterben auch viele Kinder, zumal, wenn wie in Deutschland, die Lebensverhältnisse der großen Masse so gut wie alles zu wünschen übrig lassen. Weil Frankreich kinderarm ist, kann es also gar nicht eine so hohe Sterblichkeit erwarten lassen, wie die andern Länder. Wenn aber unsere Nachbarn sich mit dieser Erscheinung über den beunruhigenden Mangel an Regenerativkraft ihres Volkes hinwegzutäufeln suchen, dann dürfen sie doch nicht übersehen, daß die Sterbeziffern der letzten Jahre zwar niedrig waren, aber zu feinerlei Optimismus Anlaß geben: Frankreich hat schon niedrigere gehabt! Es liegt kein Grund vor, die Abnahme der Sterbeziffern in den letzten beiden Jahren als eine dauernde Erscheinung anzuspochen, eine solche Hoffnung könnte vielmehr sehr trügen. Jedenfalls müßte Frankreich ganz erhebliche Anstrengungen zur Verbesserung seiner öffentlichen Gesundheitspflege machen, ehe es sich vor einer Abnahme seiner Bevölkerungsziffer durch Sinken der Sterbeziffer gesichert halten dürfte.

Die Zahl der Geburten korrespondiert mit der Zahl der Heiraten. Wenn nun auch die Zahl der Heiraten in Frankreich im Jahre 1902 das Mittel aus dem Jahrzehnt 1892—1901 überstiegen hat, so war sie doch geringer als die der vorausgehenden drei Jahre 1901, 1900 und 1899. Sie betrug 294 786 gegen durchschnittlich 291 431 in den Jahren 1892—1901. Daneben ist aber auch die Zahl der Ehescheidungen im Jahre 1902 mit 8431 auf eine früher nicht gekannte Höhe gestiegen. Leroy-Beaulieu meint, es sei unleugbar, daß die Institution der Ehe in Frankreich schwer erschüttert und bedroht sei. Ob das nun, lediglich in Hinsicht auf die Bevölkerungszunahme, zu beklagen ist, erscheint deshalb zweifelhaft, weil die Zahl der unehelichen Geburten im Gegensatz zu den ehelichen nicht absondern zugenommen hat. Auf 845 000 Geburten im Jahre 1902 entfielen 74 071 uneheliche, das sind annähernd 9 Proz. Damit erreichen die unehelichen Geburten in Frankreich beinahe den Prozentsatz der unehelichen Geburten in Deutschland. Seit den Tagen des zweiten Kaiserreichs ist in Frankreich die Gesamtzahl der jährlichen Geburten um 100 000 gesunken, die der unehelichen aber gleichgeblieben.

Wenn man die Bevölkerungsbeziehung in Frankreich studieren will, dann darf man sich nicht an die Gesamtziffern des ganzen Landes halten, weil die Verhältnisse der verschiedenen Landesteile ganz verschieden sind. In einer Gruppe der französischen Departements ist die Geburtenziffer doppelt so groß, wie in einer andern. Die Gruppe der Departements mit hoher Geburtenziffer ist ihrerseits wieder aus zwei verschiedenen Elementen zusammengesetzt: zu ihr gehören die in der Industrie am weitesten vorgeschrittenen und die in der „Aufklärung“ am weitesten zurückgebliebenen Gebiete Frankreichs. Dr. Goldstein hat in einer bekannten Studie über die französischen Bevölkerungsverhältnisse den Nachweis geliefert, daß die geringe Volksvermehrung unsers Nachbarlandes im wesentlichen den Industriedepartements des Nordens zufällt. Wenn die Bevölkerung des ganzen Landes es an Fruchtbarkeit der Industriebevölkerung gleich thäte, dann käme Frankreich mit einer Vermehrung von 300 000 bis 400 000 Seelen im Jahre derjenigen Großbritanniens beinahe gleich. Neben den Industriegegenden rangieren

in der Gruppe der fruchtbarsten Departements aber auch diejenigen, in denen noch „Gottesfurcht und fromme Sitte“ herrschen, die Bretagne und die Vendée. Hat man Pommern häufig als die preussische Vendée bezeichnet, so kann man umgekehrt auch wohl einmal die Vendée als das französische Pommern kennzeichnen: der Landstrich mit den meisten Großgrundbesitzungen, verhältnismäßig starkem ländlichen Proletariat, hoher Rate der unehelichen Geburten, aber auch der ehelichen. Dort, wo dem Kampfe der jetzigen französischen Regierung gegen den Alerikalismus der schärfste Widerstand entgegengesetzt wurde, dort, wo man um die Schulschwefelern mit den Soldaten und Gendarmen blutige Schlachten ausfocht, ist die Bevölkerungszunahme am allerstärksten: 3,13 Proz. gegen den Durchschnitt 2,27 Proz. des ganzen Landes. Der reaktionäre Leroy-Beaulieu sagt deshalb auch: „Aus diesem Grunde halten wir dem Kampfe der gegenwärtigen Regierung gegen den Glauben und das Erziehungssthem in diesen Gebieten für absolut unpatriotisch. Es giebt kein Werk, das verhängnisvoller für unsre Nation sein könnte.“ Der gute Mann vergißt, daß die aufgellärteste und am meisten modern denkende Volksgruppe Frankreichs, die industrielle, von den Gedanken des Socialismus durchdrungene Bevölkerung der großen Kohlen- und Erzgrubenbezirke des Nordens und der Textilgegenden des Pas de Calais, der Vendée und Bretagne in der Volksvermehrung nicht nachsehen; und er wird nicht behaupten wollen, daß für sie dieselben psychologischen Motive gelten könnten, wie für jene. Absolut und relativ geht die Volkszahl Frankreichs dort zurück, wo der Eigentumsfanatismus kleiner Besitzer zu einer traditionellen künstlichen Beschränkung der Kinderzahl geführt hat. Diese Verirrung kann, wie nicht zu leugnen ist, durch religiöse und „alkoholische“ Anschauungen eingedämmt werden, so lange das eben dauert; sie wird aber sicher eingedämmt durch den Socialismus, der die Hoffnungsfreudigkeit und Lebentüchtigkeit des Einzelmenschen erhöht und das Recht der Ungeborenen zu achten lehrt. Die Zukunft der französischen Rasse ist dann nicht gesichert, wenn man den Einfluß der Finsterlinge verstärkt, sondern nur dann, wenn man das Volk von den Schäden des kapitalistischen Eigentumsrechtes erlöst. — S.

Kleines feuilleton.

Ki. B.-W.-B. Privatier Bastlmeier, ehemals Vädermeister, konnt' es sich schon leisten, so alle Jahre wo anders hin eine „Spritztour“ zu machen — „dera Bildung z'wegen.“ Diesmal hatte er's auf's Land der „Marjantas“ und „Zwetischgentnädol“ abgesehen. Also nach Prag, mit Retourbillet, dessen mysteriöser Ausdruck „B.-W.-B.“ unsern „G'schwollenen“ aber gar nicht interessierte.

Die Fahrt ab „München-G.“ war flott gegangen, das Examen vor den „Affisals“ (Zollbeamten) an der Grenzstation glücklich überstanden, und schon gegen Abend rollt der Krain in die Halle des Prag-Emichover Westbahnhof's hinein. Gleich darauf reißt der Schaffner die Coupéthür auf:

„Prag-Emichov! Alles aussteigen!“
Bastlmeier (verwundert): „Woas...? Fallt mir net ein. I hab' mei' Retourkart'n in d' Stadt.“ Frohig zeigt er dem Schaffner das Billet.

Schaffner (nach genauer Musterung mit Nachdruck): „Sö hab'n B.-W.-B. Sö müß'n hier aussteig'n, oder Sö zöhl'n 22 Kreuzer Zuschlag.“

Bastlmeier (aufbrausend): „Woas — „B.-W.-B.“! — I- und 22 Kreuzer draufzahl'n...? Schned'n! Moanen's eppa, i bin aa so an Hammel, so an g'scheerter? — Herr... Dba-konduktär! Na, er kimmt scho!“

Zugführer: (herantretend): „Was giebt's?“
Bastlmeier: „Herr Dba-konduktär, da Konduktär will do' 22 Kreuzer vor mir. Bia kemma i da d'rzua? I hab' doch mei' Retourkart'n!“

Zugführer (ärgerlich über die Beschwerde, zum Schaffner): „Sie, Lisa, wie können's sich erlauben, von dem Herrn 22 Kreuzer zu verlangen?“

Schaffner (sich stromm hinstellend): „Ih pitte Herrn Zugführer — der Mann hot B.-W.-B.“

Zugführer (Bastlmeier anschnauzend): „Sie hab'n B.-W.-B. und beschweren sich noch? Sie steigen entweder aus oder zahl'n's 22 Kreuzer! Basta!“

Bastlmeier (süchtig): „Woas geht mir Eahner B.-W.-B.“ an? Krutzitür'n! (Er stürzt auf den auftauchenden Stationschef zu) „Herr Inspektor, i bitt' Eahne, da Konduktär verlangt 22 Kreuzer Rachzahlung. Bia kemma i da d'rzua? I hab' doch mei' Retourkart'n nach Prag!“

Stationschef (ärgerlich, daß der Zug, der schon abgeläutet ist, noch aufgehalten wird): „Sie haben Retourbillet? Unmöglich! (Er ruft den Zugführer und den Schaffner heran.) „Warum lassen Sie den Herrn nicht fahren? Er braucht nicht zahlen. Er hat Retourbillet!“ —

Zugführer (militärisch antretend. Im tiefsten Brummhals): „Ih melde gehorsamst, der Herr hat B.-W.-B.“
Stationschef (zu Bastlmeier, entrüstet): „Was? Sie haben B.-W.-B.? Zeigen Sie Ihr Billet!“ —
Bastlmeier, der nicht weiß, was mit ihm vorgeht, überreicht dem Stationschef das Billet.

Stationschef (setzt gravitatisch den goldenen Zwider auf die Nase und mustert das Billet, brüllt dann Bassmeier wild an): „Was wollen Sie? Sie haben V.-W.-B.! Sie zahlen 22 Kreuzer!“ Damit wendet er sich barsch ab und giebt das Abfahrtszeichen: „Einsteigen!“

Die Wagenthüren klappen zu; die Lokomotive pfeift; schon setzt sich der Train in Bewegung; Bassmeier hat kaum noch Zeit ins Coupé zu springen, wo er sich prustend vor Lergler niedersetzt.

„Dös hat ma d'roon“, raunzt er giftig, „wenn ma nur sein quats' Münda gna Deutlich kamm! V.-W.-B. — da kenn' si' d'r Tuifa aus!“

Seufzend zählt er dem Schaffner den Zuschlag, der ihm nun „V.-W.-B.“ in „Böhmischer West-Bahnhof“ verdeutlicht.

„Ah bah — gengat's mit Gahner faudumme Sprach!“ murrte Bassmeier, ärgerlich über das schadenfrohe Gelächter der Coupé-Inassen. „Böhm'sche Wirtschaft, böhm'sche...! habt's mi' verstand'n?“

Und damit drückt er sich stolz verächtlich in die Ecke. —

ge. Kabinettsjustiz. Im Jahre 1741 erließ der Herzog Ernst August I. von Sachsen-Weimar (gestorben 1748) eine „Mühlenordnung“, d. h. ein Gesetz über das Mühlengeverbe, in welchem die herkömmlichen Ueberforderungen der Mählgäste strengstens unterlag und mit schwerer Geldstrafe bedroht wurden. Die Regierung kümmerte sich nicht im geringsten darum, ob das Gesetz befolgt wurde oder nicht; nach Jahresfrist erschien jedoch plötzlich zu jedermanns Ueberraschung ein neues geharnischtes Edikt folgenden Inhalts: „Männiglich werde sich zu erinnern wissen, was Ihre Durchlaucht für eine heilsame Mühlenordnung hätten ausgehen lassen. Da nur aber, daß alle Müller Diebe seien, welt- und offenkundig, und daher mit Bestimmtheit anzunehmen sei, daß kein einziger solcher landesväterlichen Verordnung nachgelebt habe, so sollten sie nunmehr kraft dieses Mandats in der wohlverdienten Strafe condemnirt und gehalten sein, solche förderlichst an die herzogliche Rentkasse zu entrichten, oder aber zu gewärtigen haben, daß besagte Strafgeder durch militärische Exekution beigetrieben würden.“ Vergeltens beteuerten nun die ungehört Verdammten in zahllosen Eingaben die Reinheit ihres Mehles und ihres Gewissens, der Herzog blieb bei seiner Ansicht, daß ein ehrlicher Müller ein Ünding sei, und die mehr oder weniger bedauernswerten Opfer dieses Vorurtheils mußten wirklich die angelegte Strafe bezahlen. —

Theater.

Schauspielhaus. „Die Schule der Chemänner“, Lustspiel in drei Aufzügen von Molière. „Lästige Schönheit“, Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. „Herbstzauber“, Ein Mondscheinscenen von Rudolf Presber. — Der „Schule der Chemänner“ merkt man es nicht gerade an, daß ihr Verfasser einer der größten Lustspieltdichter aller Zeiten gewesen. Der Aufsatz zur belehrenden Charakterkomödie läßt hier nicht recht die übermäßig ausgelassene Possensümmung, wie in den „Gezierten“, und das Schwankhafte läßt nicht recht die feinere Zeichnung, die man vom Lustspiel erwartet, aufkommen. Nur Sganarell hat individuellere Züge. Daß dieser eigentwillige, tyrannische Kauz, dessen gepriesene Erziehungsgrundsätze auf ein unerträgliches Absperrungssystem hinauslaufen, von seinem hübschen Mündel gründlich angeflüstert wird, ist nicht mehr als billig. Aber man sieht nicht, wenigstens nicht deutlich genug, nicht in genügend interessanter Weise, wie seine im Schilde so nachdrücklich hervorgehobene Feindschaft gegen Ceremoniell und modische Kleidertracht mit jener Pädagogennarrheit, die in der Gestalt verspottet werden soll, zusammenhängt. „Schule der Chemänner“ nennt die Komödie sich, weil sie am Beispiele der beiden um ihre Mündel freudigen Vormünder demonstrieren möchte, wie Herrschsucht, Zwang und Argwohn und wie nachgiebiges Vertrauen auf Mädchenherzen wirken. Krist, der Leonore jeden Ball besuchen läßt, erhält, obwohl schon hoch betagt, als Lohn die Hand der jungen Dame, und Sganarell, der gallige Sonderling, der wie ein Drache seine Isabella hütet, zieht als Geprellter unter Hohn- gelächter ab. Ahnungslos trägt er die Briefchen des listigen Fräuleins zu dem Galan, bringt sie mit ihm zusammen, hört, jedes ihrer an den jungen Mann gerichteten Worte auf sich selbst beziehend, strahlend Isabellas Liebeserklärung an, und hilft ihr schließlich gar zur Flucht. Diese amüsanten Scenen im zweiten und im dritten Akt kamen in der Aufführung des Schauspielhauses trefflich zur Geltung und fanden reichen Beifall. Sehr drollig bei aller Bosheit war der Sganarell Bollmers, der auch in dieser Rolle seine alte Kunst bewährte; in der anmutig-schallhaften Isabella Fräulein Arnstädts hatte er die beste Partnerin.

Dem Molièreschen von Fulda meisterhaft übersejten Lustspiel ging ein neuer Fuldacher Einakter „Lästige Schönheit“ in spanischem Kostüm und spanischen Trochäen voraus. Eine Donna Alara (Fräulein Pöppe), unzufrieden, daß man immer nur ihrem schönem Gesicht, nie ihrem Geist und Herzen Komplimente macht, lapriciert sich, den Mann ihrer Liebe maskiert allein durch die Reize der Nonversation zu erobern, was ihr mit glänzendem Erfolg gelingt. Die Plauderei hat einige feine Züge, doch sie ermüdete durch Redseligkeit.

Als Nachspiel schloß den Abend Rudolf Presbers romantische Mondscheinscene „Herbstzauber“, die schon aus den Aufführungen

in „Schall und Rauch“ bekannt ist. Sie erschien hier, unterföhrt durch die unvergleichliche Inszenierung und Darstellung des Schauspielhauses, um vieles stimmungsvoller, aber doch nicht stimmungsvoll genug, um das gekünstelt Allegorische in ihr vergessen zu machen. — dt.

Medizinisches.

ss. Gesichtslähmung als Familienkrankheit. Obgleich über die Erbllichkeit von Krankheiten noch viel gestritten wird, so kam an der Vererbung wenigstens der Veranlagung zu manchem Leiden nicht wohl gezeweifelt werden, da die Erfahrung zu sehr für sie spricht, namentlich bei Geisteskrankheiten und Schwindsucht. Zuweilen findet sich aber auch bei ganz andren Krankheiten eine auffallende Verbreitung unter nahen Verwandten. Für Nervenleiden im allgemeinen ist dieser Umstand schon früher erkannt worden, und im Jahre 1887 berichtete C. Reumann über 37 Fälle von Gesichtslähmung, von denen wenigstens 24 ein Vorkommen unter den Verwandten nachwies. Jetzt sind diese Beispiele mit Rücksicht auf die Gesichtslähmung derart verneehrt worden, daß man von ihr in solchen Fällen geradezu als von einer Familienkrankheit sprechen könnte. Es ist vorgekommen, daß in einer Familie nicht weniger als fünf Erkrankungen an diesem Leiden gleichzeitig zu finden waren. Danach läßt sich kaum mehr bezweifeln, daß auch diese Krankheit in hohem Grade von einer erblichen Veranlagung abhängig ist. Bemerkenswert ist die Geschichte von sechs Mitgliedern ein und derselben Familie, wie sie in der letzten Ausgabe des „Lancet“ von einem Nervenarzt beschrieben wird.

Der erste Patient war ein Mädchen von 17 Jahren, Tochter eines Nagelschmiedes, die eines Abends wahrgenommen hatte, daß sich ihr Gesicht nach einer Seite gezogen hätte und daß sie ihr rechtes Auge nicht schließen könnte. Der Arzt stellte eine fast vollständige rechtsseitige Gesichtslähmung fest. Die Kranke hatte Schmerzen in der rechten Wange, im Ober- und Unterliefen auf derselben Seite und im rechten Ohr. Nach zwei Monaten war die Lähmung sehr gebessert und verschwand schließlich ganz. Schon damals erfuhr der Arzt, daß eine ältere Schwester der Kranken im Alter von 16 Jahren gleichfalls einen Anfall von Lähmung der rechten Gesichtshälfte erlitten hatte und davon in einem halben Jahre wieder hergestellt worden war. Eine dritte Schwester kam ebenfalls im Alter von 17 Jahren zu demselben Arzt und berichtete, daß sie am Tage vorher bei der Arbeit einen Stich in der rechten Gesichtseite gestöhlt und daß ihr rechtes Auge heftig gethränt hätte. Auch hier stellte sich eine Lähmung heraus. Die Kranke klagte, daß sie einen schlechten Geschmack im Munde hätte und das Essen überhaupt nicht schmecken konnte. Auf dem rechten Ohr war eine leichte Taubheit eingetreten. Wieder nach einiger Zeit begab sich ein Bruder dieser Geschwister wegen einer weniger vollständigen, aber gleichfalls rechtsseitigen Gesichtslähmung in Behandlung. Diese vier Patienten lebten in demselben Hause zusammen und in derselben Straße wohnte ein Vetter von ihnen, aus dessen Familie ebenfalls zwei Mitglieder an Gesichtslähmung erkrankten. Diese Fälle bestätigen den schon von Reumann gezogenen Schluß, daß eine sehr starke Reizung zur Gesichtslähmung angeboren sein kann, obgleich eine heftige Erkältung mindestens die eigentlich erregende Ursache der Erkrankung bilden mag. Es ist auch nicht ganz ausgeschlossen, daß in gewissem Grade eine Anstreckung erfolgen kann, da in der an zweiter Stelle erwähnten Familie auch bei den Mitgliedern Gesichtslähmungen vorkamen, die mit der ersten nicht blutsverwandt waren. —

Humoristisches.

— Unter den Linden. „Siehste, Heinrich, auf so' ne neu-modische Bank kann keiner von die heutigen Dichter sitzen.“

„Warum denn nich?“

„Weil er sich nicht „anlehnen“ kann!“ —

— Versänglich. Er: „Schodjapperment, jedesmal, wenn ich arbeiten will, fehlt mir etwas an meinem Schreibtisch.“

Sie: „Was denn, Männchen, Tinte, Feder, Bleistift...?“

Er: „Anstun! Der Korkenzieher.“ —

(„Lust. Blätter“.)

Notizen.

— Mit Kleists „Penthesilea“ wird im Herbst Paul Lindau seine Direktion im Deutschen Theater eröffnen. —

— Tinz Senders, bisher am Neuen Theater, tritt mit 1. Februar in den Verband des Wiener Burg-Theaters. —

— Im Münchener Gärtnerplatz-Theater fand Marco Brociners Schwan „Ehrenbürger“ nur mäßigen Beifall. —

— Sievogts Gemälde „D'Andrade“ (Champagnerlieb) wurde, durch Vermittelung des Salons Paul Cassirer, an die Stuttgarter Galerie verkauft. Das Bild war erst der Berliner Galerie vorgeschlagen worden, es wurde jedoch von der Kommission abgelehnt. —

— Die zwölf größten Städte Rußlands sind laut dem letzten amtlichen Ausweis über die Einwohnerzahl: St. Petersburg (1 534 000), Moskau (1 173 000), Warschau (758 000), Odessa (449 000), Lodz (351 000), Kiew (319 000), Niga (260 000), Charkow (197 000), Wlwa (179 000), Wilna (162 000), Tiflis (130 000) und Taschkent (156 000). —